



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 59, Nr. 4, 2021
doi: 10.21243/mi-04-21-11
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

Unterm Rad der Bildung

Erkan Osmanovic

Wie unser Schulsystem entstanden ist, welche Fehlentwicklungen es gab und wie diese Eingang in die Literatur gefunden haben, thematisiert Erkan Osmanovic, indem er u. a. aus medienpädagogischer Sicht die Literaturgeschichte sondiert und damit eine Denkanstoß zur (aktuellen) Rolle der Schule und deren Zukunft lesbar macht. Damit wird auch das Verhältnis von Bildung und Politik beleuchtet.

Erkan Osmanovic explores how our school system came into being, what misguided developments there were and how these found their way into literature, for example, by probing the history of literature from the point of view of media education and thus providing food for thought on the (current) role of schools and their future. This also sheds light on the relationship between education and politics

1. Einleitung

Ein Tag in der Schule: Mathematik, Deutsch, Geografie, Musik und dann noch Turnen. Alles an einem Tag. Die Gebiete und Lehrplä-

ne abgetrennt voneinander. Man lernt etwas über den Kalten Krieg, lernt den Satz des Pythagoras und hört vom Bruttosozialprodukt. Am Ende des Tages bleibt aber nichts in den Köpfen der Schülerinnen und Schüler hängen – außer: Frust und Langeweile. Ob das wirklich Lernen oder gar Bildung ist?

Als unser heutiges Schulsystem entstand, wusste man noch nichts über Lernen und Kinder. Man wollte es auch nicht wissen. Denn es ging nur darum Nachschub für Ämter und Magistrate hervorzubringen. Am Anfang stand also die Frage: Wen kann die Verwaltung gut gebrauchen? Die 50-Minuten-Unterrichtseinheiten oder das Pausensystem, die Noten – all das war vom Militär entlehnt und diente nur dem Normieren und Vergleichen.

Ein Blick auf die individuellen Neigungen und Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler war darin nicht vorgesehen. Doch ist es heute nicht noch immer so? Wie wurde unsere Schule zu dem, was sie nun ist? Wie lassen sich Erkenntnisse der Wissenschaft mit Gedanken und Warnungen aus den Romanen Unterm Rad und Die Verwirrungen des Zöglings Törleß verbinden?

2. Fachkräftemangel im Hause Habsburg

Schon 1749 heißt es: Österreich braucht Fachkräfte! Anders als heute ist aber nicht die Rede von Ingenieurinnen und Ingenieuren oder Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern, sondern von Beamtinnen und Beamten. Und Österreich ist noch nicht Österreich, sondern immer noch die Habsburgermonarchie. Anders als jetzt, ist es auch nicht die Wirtschaft, sondern der Staat, der gut ausgebildete Menschen benötigt hat. Doch warum

so spät? Wie konnte das gewaltige Habsburgerreich bisher ohne Beamtinnen und Beamte auskommen? Und was hat das alles mit der Schule zu tun?

1713 legt Kaiser Karl VI. mit der Pragmatischen Sanktion die Unteilbarkeit und Untrennbarkeit der habsburgischen Länder und Königreiche fest. Aus der Personalunion wird eine Realunion. Anders gesagt: Die Länder der Habsburgermonarchie werden nicht mehr allein durch den Monarchen zusammengehalten, sondern besitzen nun auch gemeinsame Staatsorgane und Verwaltungen. Außerdem ist jetzt auch die weibliche Erbfolge und damit auch Karls Nachfolgerin möglich: Maria Theresia.

Kaum auf dem Thron entmachtet sie die Adeligen und Geistlichen und ersetzt sie durch Staatsbedienstete in der Verwaltung. Der Dienstadel ist damit Geschichte – doch warum eigentlich? Die Vorteile liegen auf der Hand: Beamtinnen und Beamte können überall eingesetzt werden, man kann sie disziplinieren und sie sind finanziell und sozial abhängig vom Staat. Mehr Beamtinnen und Beamte bedeutet damit auch mehr Kontrolle und Macht. Ein Traum für die absolutistisch regierende Monarchin. Der Plan scheint gut, doch er droht zu scheitern. Denn es fehlt an gut ausgebildeten Menschen.

Maria Theresias Problem: Für Bildung war bisher vor allem die Kirche zuständig. Zwei Orden teilten sich die Aufgabe: die Piaristen sorgten für die Elementarbildung und die Jesuiten für den Unterricht an Universitäten – was neben anderen auch den Nachteil hatte, dass man bis 1778 nur als Katholikin oder Katholik einen akademischen Grad erwerben konnte.

Damit sollte nun Schluss sein. Die Monarchin beauftragte Gerard van Swieten eine Schulreform zu veranlassen. Gesagt, getan: Zwischen 1749 und 1760 wurde das Schulsystem erneuert und modernisiert. Und im Jahr 1774 wird noch unter Maria Theresia die Allgemeine Schulordnung erlassen: alle Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren müssen nun eine Schule besuchen – ob private, kirchliche oder öffentliche Schule, spielt dabei keine Rolle. Schließlich ist die Schule ja kein Ort zum Lernen oder Forschen. Ihr Sohn und Nachfolger Joseph II. zeigt in einer Resolution vom 25.11.1782, worum es beim Schulbesuch geht. Dabei spricht er von Universitäten, was aber nicht verwirren sollte. Denn damalige Universitäten waren nichts anderes als Schulen für ältere Schülerinnen und Schüler – Forschung und Wissenschaft kamen dort nicht vor:

Es muß nichts den jungen Leuten gelehrt werden, was sie nachher als seltsam, oder gar nicht zum Besten des Staates gebrauchen, oder anwenden können, da die wesentlichen Studien in Universitäten für die Bildung der Staats Beamten nur dienen, nicht aber der Erziehung Gelehrter gewidmet seyn müssen, welche, wenn sie die ersten Grundsätze wohl eingenommen haben, nachher sich selbst ausbilden müssen, und glaube nicht, daß ein Beispiel seye, daß von der blossen Catheder herab einer so geworden seye [...].

Diskussionen über Gott und die Welt? Bitte nur in den eigenen vier Wänden. Dagegen heißt es in der Schule: Lernen, lernen, lernen – und das am besten auswendig. Der Unterricht ist keiner. Lehrende lesen laut aus dem lateinisch verfassten Lehrbuch vor; Prüfungen verlangen die wörtliche Wiedergabe von Texten; Sitze werden durchnummeriert und Schülerinnen und Schülern zuge-

teilt, jedes halbe Jahr gibt es einen Wechsel der Nummern und damit der Sitzreihen. So soll verhindert werden, dass es zu engerem Kontakt oder gar Freundschaften zwischen den Schülerinnen und Schülern kommt.

Die Schule als Institution nimmt immer mehr Gestalt an. Im März 1848 gibt es bereits ein Ministerium des öffentlichen Unterrichts, das wenig später zum Ministerium für Cultus und Unterricht wird. Die Schule ist nicht nur in der Verwaltung, sondern der Politik angekommen. Immer mehr Schülerinnen und Schüler strömen in die Klassen – die neuen Schulreformen sind ihnen dabei ganz dicht auf den Fersen: Wo einst eine Lehrerin bzw. ein Lehrer alles unterrichtete, kommen nun Fachlehrerinnen und Fachlehrer zum Einsatz; die Matura wird eingeführt und neue Fächer kommen auf. Es wird gestritten. Die einen bestehen auf mehr Latein und humanistischen Traditionen, die anderen fordern reale Bildung, wie Ökonomie und Mathematik. Die Stundenpläne werden vollgepackt – genauso wie die Köpfe der Schülerinnen und Schüler. Es ist die Rede von Überbürdung der Schülerinnen und Schüler. Und damit liegt man nicht ganz falsch.

3. Takt des Übels

Ab 1869 müssen alle bis zum 14. Lebensjahr in die Schule. So will es das Reichsvolksschulgesetz. Österreich nimmt sich ein Vorbild an dem durchgetakteten Schulwesen Preußens. Das wiederum wird angetrieben durch den Ehrgeiz und Ruf nach Revanche: Der preußische König Friedrich Wilhelm III. hat nach Niederlagen gegen die Truppen Napoleons schwere Gebietsverluste in Jena und Auerstedt erleiden müssen, durch eine verbesserte Schulbildung

will er nun die geistigen Kräfte des Volkes für einen nationalen Neuanfang stimulieren. Nach dem Motto: Nicht für das Leben, sondern für den Staat lernt man.

Die Industrialisierung erfasst die Monarchie, neben Gymnasien entstehen immer mehr Realschulen. Die Schülerinnen und Schüler lernen das Leistungsprinzip kennen: Aufnahmeprüfungen kommen auf und mit ihnen erneute Rufe gegen die Überbürdung der Schülerinnen und Schüler. Der Druck auf die Jugendlichen ist enorm. Für sie gilt es weiterhin Sätze aus dem Lehrbuch zu memorieren und wiederzukäuen. Eigene Ideen und Wortmeldungen? Unerwünscht. Wer das missachtet, muss mit Schlägen und Schikanierungen rechnen. Auch im 20. Jahrhundert ähnelt die Schule mehr einer Militärakademie. Doch wohin mit den eigenen Vorstellungen, Sehnsüchten und Wünschen? Vielleicht ins Tagebuch? Im Unterricht sind sie jedenfalls nicht gefragt. Hier zählt nur die Leistung. Egal was es kostet. Den Takt gibt die Schule vor – die Schülerinnen und Schüler haben zu sputen. Wer nicht mitkommt, hat Pech gehabt.

Was für Folgen ein solches Verhalten haben kann, erzählt Hermann Hesse in seinem 1906 erschienenen *Unterm Rad*. Der Roman dreht sich um den begabten Hans Giebenrath. Er sei, so erzählt man, zu Großem bestimmt. Deswegen lernt er Tag und Nacht. Schließlich schafft er es auf die Maulbronner Klosterschule. Doch dort bestimmen Angst, Drill und Strafe den Alltag. Gerne würde er, wie sein Mitschüler Hermann, auf alle Regeln pfeifen, Gedichte schreiben und seine Jugend genießen. Doch er darf nicht, oder doch?

Beim Lesen und Arbeiten hatte Hans große Mühen, aufmerksam zu sein. Was ihn nicht interessierte, glitt ihm schattenhaft unter den Händen weg, und die hebräischen Vokabeln mußte er, wenn er sie in der Lektion noch wissen wollte, erst in der letzten halben Stunde lernen. Häufig aber kamen jene Momente körperhafter Anschauung, daß er beim Lesen alles Geschilderte plötzlich dastehen, leben und sich bewegen sah, viel leibhafter und wirklicher als die nächste Umgebung. Und während er mit Verzweiflung bemerkte, daß sein Gedächtnis nichts mehr aufnehmen wollte und fast täglich lahmer und unsicherer wurde, überfielen ihn zuweilen ältere Erinnerungen mit einer unheimlichen Deutlichkeit, die ihm wunderbarlich und beängstigend erschien. Mitten in der Lektion oder bei einer Lektüre fiel ihm manchmal sein Vater oder die alte Anna oder einer seiner früheren Lehrer oder Mitschüler ein, stand sichtbar vor ihm und nahm für eine Weile seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Auch Szenen aus dem Stuttgarter Aufenthalt, aus dem Landexamen und aus den Ferien erlebte er wieder und wieder, oder er sah sich mit der Angelrute am Flusse sitzen, roch den Dunst des sonnigen Wassers, und zugleich kam es ihm vor, als liege die Zeit, von der er träumte, um ganze lange Jahre zurück (Hesse 2010: 103).

Es dauert nicht lange und Hans bricht zusammen und kehrt zurück in seinen Heimatort, wo er eine Mechanikerlehre beginnt. Der Sommer kommt. Die Schule mit all ihren Qualen und dem Druck scheint vergessen. Auch die Kopfschmerzen, die ihn geplagt hatten, sind verschwunden. Die erste Liebe tritt in sein Leben. Dann ein Festbesuch mit anderen Lehrlingen. Der erste Schluck Alkohol: zuerst ein Tropfen, dann viele. Es wird spät. Am nächsten Tag schwimmt Hans' Körper tot in einem Fluss. War es

ein Unfall? Oder doch ein Suizid? War es der Druck des Vaters?
Die Ansprüche der Klosterschule?

Ist Schule wirklich nur ein Ort des Lernens? Und muss Lernen gleich Pauken bedeuten? Bedeutet Bildung nicht mehr als Faktenwissen? Sollte Schule nicht auch ein Ort der Begegnung und des Miteinanders sein? Ja, war und ist das nicht sogar der Hauptzweck unseres Schulsystems? Wenn ich über mein Smartphone mit drei, vier Klicks auf das gesamte Wissen der Welt zugreifen kann, wozu sollte ich noch Dinge in der Schule auswendig lernen? Für einen Einser oder Zweier? Kommt es nicht auf mehr an?

In seinem 1906 erschienenen Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* spielt Robert Musil durch, was Schule neben Unterricht und Zensuren noch bedeuten kann. Die Internatsschüler Reiting und Beineberg haben sich ihren Klassenkameraden Basini zum Ziel ihrer Aggression und sexuellen Manipulation auserkoren. Törleß beobachtet das Treiben. Er ist entsetzt und auch fasziniert. Doch eigentlich beschäftigt ihn ganz anderes: Gibt es mehr als das logische Denken und Erfahren? Törleß denkt über das Leben nach und über die Rolle, die er darin einnehmen will. Das Erwachsenwerden verwirrt ihn, wie sich in einem Gespräch mit seinem Mathematiklehrer zeigt:

Ich habe vielleicht noch zu wenig gelernt, um mich richtig auszudrücken, aber ich will es beschreiben. Eben war es wieder in mir. Ich kann es nicht anders sagen, als daß ich die Dinge in zweierlei Gestalt sehe. Alle Dinge; auch die Gedanken. Heute sind sie dieselben wie gestern, wenn ich mich bemühe, einen Unterschied zu finden, und wie ich die Augen schließe, leben sie unter einem anderen Lichte auf. Vielleicht habe ich mich mit den irrationalen Zah-

len geirrt; wenn ich sie gewissermaßen der Mathematik entlang denke, sind sie mir natürlich, wenn ich sie geradeaus in ihrer Sonderbarkeit ansehe, kommen sie mir unmöglich vor. Doch hier mag ich wohl irren, ich weiß zu wenig von ihnen. (Musil 2013: 218)

Musils Roman zeigt nicht nur die Unebenheiten der Jugendjahre im Herzen und Kopf, sondern auch die Schule als Gesellschaft im Kleinen. Konkurrenz- und Anpassungsdruck können den Schulalltag zur Folter machen. Der Begriff Mobbing mag neu sein, aber das Phänomen ist uralt. Der Zögling Törleß ist eine Versuchsanordnung: Was macht Macht mit einem jungen Menschen? Kann sich der Einzelne gegen eine Masse behaupten? Und wann beginnt man schließlich die Regeln der Stärkeren zu inhalieren?

4. Schule soll bezaubern

Die perfekte Schule? Gibt es nicht. Es wird sie auch nie geben. Oder wie sollte eine Schule aussehen, die den individuellen Vorstellungen von Millionen von Menschen entspricht? Perfektion ist also keine Kategorie. Doch verbessern könnte man doch noch so einiges. Das könnte muss gestrichen werden, das Schulsystem muss verändert werden. Schließlich stecken wir mitten in der Digitalisierung. Roboter und Computer-KI erledigen bereits jetzt immer mehr Aufgaben in unserer Gesellschaft. Das bleibt nicht ohne Folgen. So werden laut einer Oxford-Studie bis 2030 rund 47 Prozent aller Arbeitsplätze in den USA verschwunden sein. Das Schicksal Europas wird dem ähneln. Das Schulsystem muss also Neues leisten und nicht bloß Fakten in uns hineinprügeln. Doch was gilt es zu tun?

Nur einige Gedanken dazu: Etwa aus den Fehlern der Vergangenheit lernen oder die Erkenntnisse der Hirnforschung und Entwicklungspsychologie ernst nehmen. Denn eines ist klar: Kinder wollen lernen, aber nicht belehrt werden. Die intrinsische Motivation ist es die zählt, nicht die Stimmen der Eltern sowie der Lehrerinnen und Lehrer.

Doch was tun, wenn sich Schülerinnen und Schüler nicht selbst für Fächer wie etwa Geschichte oder Musik begeistern können, aber Französisch großartig finden? Kein Problem: vergessen wir Fächer. Wer sagt denn, dass Musik, Geschichte oder Französisch getrennte Fächer bleiben müssen? Eben – niemand. Warum also nicht weg von Schulfächern hin zu Projekten? In einem Projekt zur Französischen Revolution könnte man im Geschichtsunterricht etwas über die Finanzkrise jener Jahre erfahren, die politischen Postulate und literarischen Texte aus diesen Tagen im Französischunterricht besprechen und die Instrumentalisierung von Liedern und Märschen im Musikunterricht analysieren. Plötzlich wären Schule und Lernen näher am Leben. Außerdem wären durch ein solches Unterrichtsmodell auch die Lehrerinnen und Lehrer gezwungen stärker miteinander zusammenzuarbeiten, so würde man auch einer Überbürdung der Schülerinnen und Schüler mit Schulstoff einen Riegel vorschieben.

Die Schule sollte alle Schülerinnen und Schüler ansprechen und ein Gemeinschaftsgefühl vermitteln – egal ob Außenseiterin, Außenseiter Klassenclown oder Klassenbeste oder Klassenbester. Dafür bedarf es neben des Projektunterrichts noch zweierlei: Rituale und Werte. Das klingt nicht attraktiv – eher nach Staub und Altkleidersammlung. Doch das muss nicht sein. Schauen wir doch

auf ein mögliches Erfolgsmodell: Hogwarts. Die Zauberschule aus der Harry-Potter-Reihe? Ja, genau, die! Warum nicht, meint der Publizist und Philosoph Richard David Precht in seinem Text Schule kann mehr.

Man könnte das Modell verschiedener Lernhäuser übernehmen. Alle Schülerinnen und Schüler wären damit vom ersten Schultag an Mitglied einer Gemeinschaft. Werte wie Solidarität, Fairness, aber auch freundschaftlicher Wettbewerb mit anderen Lernhäusern würden dann zu Fixpunkten der Unterrichtsprojekte werden. Weder die Herkunft noch das Aussehen der Einzelnen würde zählen, nur mehr der Zusammenhalt als Gruppe. Und Mobbing wäre auch Geschichte, denn jedes Lernhaus hätte eigene erwachsene Betreuerinnen und Betreuer sowie Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter.

Könnten diese Ideen nicht Ziele für eine Schule der Zukunft sein? Illusorisch? Vielleicht. Was dagegen spricht? Gründe. Aber die findet man immer. Doch beim Lernen – egal, ob in der Schule oder im Leben – geht es doch immer um Visionen und Ideale. Und die sollte man nicht nur fordern, sondern auch selber leben. Oder mit den Worten von Richard David Precht: „Wer etwas verhindern will, sucht Gründe. Wer etwas erreichen will, sucht sich Ziele“ (Precht 2013).

Redaktionsnotiz: Dieser Beitrag erschien erstmals in ZUKUNFT 04/2021, 12–15. Die Redaktion der MEDIENIMPULSE dankt dem Autor für die Genehmigung zur Wiederveröffentlichung.

Literatur

Hesse, Hermann (2010): Unterm Rad, Berlin: Suhrkamp.

Musil, Robert (2013): Die Verwirrungen des Zöglings Törleß, Berlin: Suhrkamp.

Precht, Richard David (2013): Schule kann mehr, in: DIE ZEIT vom 11.04.2013, online unter: <http://www.zeit.de/2013/16/richard-david-precht-schule-bildungsreform> (letzter Zugriff: 03.03.2021).

Stachel, Peter (1999): Das österreichische Bildungssystem zwischen 1749 und 1918, in: Acham, Karl (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften, Bd.1: Historischer Kontext, wissenschaftssoziologische Befunde und methodologische Voraussetzungen, Wien: Passagen, 115–146.